

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Dienstag, 5. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Frau Bergholzer“, fragte der Oberkommissar, „wie ist Ihr Vorname?“
 „Klona, Maria“, antwortete die Gefragte gepreßt.
 „Jawohl. Mein Gatte war der 1. und 1. Major Aloys Bergholzer, zuletzt bei den Kaiserjägern in Bozen.“

„Wie alt sind Sie?“

„56 Jahre.“

„Katholischer Religion?“

„Jawohl.“

„Und wo sind Sie geboren?“

„In Preßburg.“

„Schön. — Sie waren Haushälterin beim Ritter von Prohaska, Frau Bergholzer, Sie haben die Leiche genau angesehen. Sind Sie in der Lage, den Toten mit Bestimmtheit zu identifizieren?“

Die Haushälterin sah dem Kommissar überrascht ins Gesicht, antwortete aber nicht.

„Ich meine“, fuhr Wondra fort, „irren Sie sich nicht in der Person des Toten?“

„Aber ich bitt' Sie — nein.“

„Nun, wer ist es?“

„Der Herr Feldmarschalleutnant von Prohaska.“

„Gut. Wie lange sind Sie schon in den Diensten des Toten, Frau Bergholzer?“

„Beiläufig vierzehn Jahre.“

„Wer ist außer Ihnen noch im Haushalt des Herrn von Prohaska beschäftigt?“

„Nur Mizzi, das Hausmädchen.“

„Stand Herr von Prohaska allein, oder hat er noch Familie?“

„Er war Witwer, Herr Oberkommissar. Sein acht- und zwanzigjähriger Sohn ist gleichfalls Offizier. Er steht augenblicklich in Jaroslau in Galizien beim 7. Ulanenregiment. Außerdem lebt eine verheiratete Tochter.“

„Wo?“

„In Wien.“

„Sie ist seit beiläufig drei Jahren an einen Ingenieur bei der Südbahn, namens Hochfeld, verheiratet.“

„Herr von Prohaska bewohnte demnach die Wohnung hier allein?“

„Ja. Er trat vor sechs Jahren in den Ruhestand, hatte immer die gleiche Wohnung inne, die er auch nicht aufgeben wollte, als sich Fräulein Gisela, seine Tochter, vor drei Jahren nach Wien verheiratete.“

„Wieviel Räume hat die Wohnung?“

„Fünf. Das Zimmer, in dem wir uns eben befinden ist das Wohn- und Arbeitszimmer des gnädigen Herrn. Hier rechts anschließend sein Schlafzimmer, dessen Fenster auf den Garten gehen. Daneben liegt mein Zimmer, das früher die Tochter des gnädigen Herrn, Frau Gisela Hochfeld, innehatte. Nach hinten liegt noch ein kleines Fremdenzimmer, das der junge Herr Leutnant von Prohaska bewohnt, sobald er auf Urlaub hierherkommt, und das Zimmer hier, vornheraus nach der Acquadottostraße, ist noch so eine Art Salon.“

Frau Bergholzer hatte so nach und nach ihre Ruhe

wieder erlangt, was dem Oberkommissar natürlich nicht entging.

„Danke, Frau Bergholzer“, sagte er. „Ich möchte jetzt gerne etwas über das Verbrechen selbst hören. Können Sie darüber etwas deponieren?“

Frau Bergholzer zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Darüber weiß ich nichts, gar nichts.“

„Nun“, meinte der Kommissar, „Sie müssen doch eine Ahnung haben, wann das Verbrechen ungefähr passiert ist.“

„Auch das kann ich nit sagen, Herr Oberkommissar. Es kann ebenjogut gestern abend als auch in der Nacht geschehen sein.“

„Wann haben Sie Herrn von Prohaska zum letzten Male lebend gesehen?“

„Gestern abend um fünfeinhalb Uhr beiläufig.“

„Und später nicht mehr?“ „Nein.“

„Wie ist das möglich, pflegte er das Nachtmahl nicht zu Hause einzunehmen?“

„Doch. Aber gestern abend war i selbst nit zu Hause gewesen.“

„Werden Sie bitte etwas deutlicher, Frau Bergholzer.“

„Als ich dem gnä Herrn gestern gegen vier Uhr nachmittags den Tausentkaffee brachte, machte er eine Bemerkung über mein schlechtes, leidendes Aussehen. Er meinte, ich arbeit' g'viel und müßt' mir ab und zu a bisserl Zerstreuung gönnen. — „Ach gengen's, gnä Herr, hab ich gelagt. Ich fühl' mi ganz g'sund. Die Sommerhigen in Triest ist mir noch nie gut bekommen. Und außer der Higen hab i keine Beschwerden.“ Herr von Prohaska dachte nun einen Augenblick über etwas nach. „Wollen's mir 'nen Gefallen tun, Frau Bergholzer“, sagte er dann, „so gehen's heut abend a bisserl drahen. I hab hier noch a Karten zum Alfertheater, hab aber kein Gusto, selbst hinzugehen, die Karten dedizier ich Ihnen und beurlaub Sie in aller Form. Statt dem ewigen Kirchenlaufen dürfen Sie mal eine Straußsche Operette anschauen, das tut Ihnen nur gut.“ Zuerst, Herr Oberkommissar, hab i nit recht g'wohlt. Schon aus dem Grund, weil ich nit g'nug Italienisch versteh, um der Handlung folgen zu können, aber schließlich, man hat 'ne Straußsche Operette g'spielt. Un Sogno d'un Valtzer, was die Übersetzung von ein Walzertraum ist, und so viel Italienisch hab i doch gelernt, um das verstehen zu können. Dann hat der gnä Herr nit aufgehört mir zuzusehen, kurz und gut, i hab mich überreden lassen und bin gegen halb sechs Uhr weggegangen. Ums Nachtmahl hab i mi nit kümmern brauchen, weil mir der gnä Herr erklärt hat, er wöhl im Hotel Volpich speisen.“

„Einen Augenblick, bitte“, unterbrach der Oberkommissar den Bericht der Haushälterin. „Pflegete Herr von Prohaska häufig abends auszugehen?“

„O ja, das kam öfters vor. Ein Griesgram ist Herr von Prohaska niemals g'wesen und auch jetzt, mit über 60 Jahren, war er noch a fescher, lustiger Herr, der am Essen und Trinken und auch an den Nabels noch immer seine Freude hatte.“

Also ein Hypochonder war Herr von Prohaska nicht?"

"Im Gegenteil, Herr Oberkommissar. Er war allzeit lustig und fidel. Nur in die Messe ist er nie gegangen."

"Sie glauben also, Frau Bergholzer, daß ein Selbstmord nicht in Erwägung zu ziehen ist?"

"Nein, bestimmt nicht. Ganz ausgeschlossen, Herr Oberkommissar, so wie ich Herrn von Prohaska kenne. — Außerdem wie und womit soll sich Herr von Prohaska diese furchtbare Verletzung selbst beigebracht haben?"

"Sie mögen recht haben, Frau Bergholzer", sagte der Kommissar, „fahren Sie bitte in Ihrem Bericht fort."

"Ich ging also um halb sechs Uhr weg."

"Der Herr Feldmarschalleutnant war um jene Zeit noch zu Hause?"

"Ja. Als ich mich von ihm verabschiedete, saß er hier im Zimmer, da drüben auf dem Schreibtischessel und las."

"Wie Sie sagten, hatte er die Absicht, später wegzugehen. Ob er diese Absicht tatsächlich wahr gemacht hat, wissen Sie aber nicht?"

"Nein, das weiß ich nicht. Ich ging um halb sechs Uhr hier weg, machte noch verschiedene kleine Besorgungen für den Haushalt, ging dann ins Café Titoni und dann ins Theater. Als ich um halb elf Uhr zurückkam und kein Licht mehr brennen sah, dachte ich, der gnä Herr sei schon zu Bett gegangen, und ging auch schlafen. — Heute morgen wollte die Mizzi, wie g'wohnt, um sieben Uhr das Frühstück bringen. Ich war gerade mit Frisieren beschäftigt, da kommt das Mädel aufgeregt zu mir. „Denken's Ihna, gnä Frau“, sagt sie, „das Wohnzimmer des gnä Herrn ist von außen zugesperrt.“ „Was?“ sag ich, „das ist doch nit möglich, der gnä Herr pflegt doch nie zuzusperren und dann noch von außen, wie hat er denn dann ins Zimmer einkommen können?“

„Ja, gnä Frau“, meint die Mizzi, „das ist ja gerade, was i nit fassen kann. Denken's, von außen zugesperrt und der Schlüssel steckt.“ „Neden's fan Unsinn, Mizzi!“ sag ich, „Ihren Reden nach wär der gnä Herr die Nacht gar nit nach Hause kommen, das ist doch undenkbar.“

— Sie müssen nämlich wissen, Herr Oberkommissar, daß die Schlafzimmertür des gnädigen Herrn, die auf den Vorplatz führt, durch einen Schrank zugestellt ist, und wenn der gnä Herr ins Schlafzimmer wolt, mußt er immer z'erst durch sein Arbeitszimmer hier. „Schauen's selbst, gnä Frau“, hat die Mizzi gesagt. „Sie werden eh sehen, daß i recht hab.“

Ich nehm also der Mizzi das Kaffeebrett ab und geh überm Vorplatz hier nach der Tür. Ich traue meinen Augen nit. Richtig — die Mizzi hat recht — der Schlüssel steckt von außen, und die Tür is zu. Z'erst dent i halt nix Böses und Klops an. Erst hier, dann an die Schlafzimmertür nebenan. Als i keine Antwort bekomme, sag ich mir ein Herz, sperr auf und tret mit der Mizzi zusammen ein. Und — da denk ich — 's rührt mich der Schlag, liegt der gnä Herr mitten im Zimmer am Boden. Das Gesicht halb nach unten gekehrt, akkurat so, wie er eben noch liegt. Natürlich hab ich immer noch an kein Verbrechen denken wollen. Ich hab denkt, dem gnä Herrn mag's schlecht geworden sein, oder — er hat vielleicht a bißerl zuviel getrunken. Aber, da schreit die Mizzi gellend auf. „Gnä Frau!“ ruft sie. „Gnä Frau, sehn's denn nit! — Gott und die heilige Jungfrau stehn mir bei! — Das — ist — Blut! — Der gnä Herr is tot, — ermordet —!“ Und schon fällt sie um, wie leblos.

Mir hat's die Ned verschlagen. Kein Ton hab i aufbringen können, und am Arm und Bein hab i gezittert. Dann hab i die Tür zugesperrt, wie i aufkommen bin, weiß i eh nit und hab den Portinasso, Herrn Binerto, aufig'holt. Der ist dann auch zitternd ins Zimmer treten, hat den gnä Herrn ang'schaut und g'sagt: „Da is halt nix z'machen. Der gnä Herr is tot. Sperrn's gut ab, daß niemand einknietren kann, ich geh die Polizei hol'n. Eine Viertelstunde später sind Sie dann kommen. — Das is alles, was ich weiß, Herr Oberkommissar.“

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Lied.

Skizze von Albert Petersen.

Bekannte, die wir geladen hatten, führten ihn bei uns ein. Er war auf der Durchreise von München, und sein Mitkommen wurde damit erklärt, daß er nordfriesischer Landsmann wäre. Er war ein junger Maler, der im vorigen Winter mit einem Gemälde plötzlich bekannt geworden war. Für Hamburger reichlich „münchenmäßig“ salopp — in Anise, mit mächtiger schwarzseidener Schmetterlingschleife, so daß meine Frau, die meine Abneigung gegen alles Zurschautragen von Künstlertum kannte, mich ein wenig ängstlich ansah. Der junge Gast schien aber gar nicht zu fühlen, daß er in unserem ein wenig beamtenkorrekten Kreise ein fremdes Element bildete, antwortete auf Fragen nicht besonders liebenswürdig, fixierte unbefürchtet die Radierungen des nordfriesischen Künstlers Ingwer Paulsen, die an den Wänden hingen, sprang auf, langte vom Ständer die Mappe mit den Steinzeichnungen „Sufum zur Zeit Theodor Storms“, welche der junge Sufumer Maler Albert Johansen zum letzten Weihnachtsfest herausgegeben hatte.

„Kennen Sie Sufum?“ fragte meine sehr heimattreue Frau eifrig. Der junge Künstler nickte lächelnd.

„O“, und meine Frau eilte begeistert ins Nebenzimmer und kam mit einem Aquarell zurück, „wissen Sie, daß der in Dresden lebende Maler Richard v. Dagn ein geborener Sufumer ist — er wurde schon fünfundsechzig — und sehen Sie, dieses stimmungsvolle Bild vom Schobüller Strand. — Kennen Sie Schobüll?“

Der Künstler schien nicht gehört zu haben, blickte träumend auf das Bild — im Vordergrund die braune Heide mit grellgelben Ginsterflecken, dahinter die alte dunkle Kirche hinter grünem Wall und weißem Staket, links die alte, einsame Strandneipe, rechts ferner die paar verstreut stehenden Strohdachhütten des Fischerdörfls Salebüll. Und unter drohend bewölkttem Himmel in matten Silberstreifen eines letzten Sonnenstrahls die Wattensee.

„Kennen Sie Schobüll?“ fragte meine Frau wieder, und ich hustelte ungehalten, gewillt, eine zweite Unhöflichkeit nicht durchgehen zu lassen.

Ein Glid, der nicht sehr erzogene Gast hob den Kopf, antwortete: „Ich hauste im vorigen Sommer in der neuen“ — er lächelte ein wenig spöttisch — „Malerkolonie Salebüll.“

„Ach —“ entgegnete meine Frau, „Schobüll hat sich in den letzten Jahren leider so verändert, die alte Wirtschaft hat man mit einer kitschigen Wüste, die einen Fischer darstellen soll, verschmückt, der Tannenwald paßt gar nicht zur fahlen Westküste, und dann — das laute Hamburger Kinderheim —“

Schroff meinte der junge Maler: „Und dabei fällt den guten Sufumern nur auf, was sich äußerlich im Dorf verändert hat. Daß sie selbst mit ihrer Baderei und dem scheußlichen Autofahren die Ruhe des stillen Nestes stören, bedenken sie nicht. Daß es nicht gerade zur eigenartigen Schönheit des Strandes beiträgt, wenn sie leere Flaschen und Brotpapier liegen lassen, ist ihnen gleich. Und wenn kennen sie denn von den Bewohnern? Höchstens den Wirt und die Leiterin des Kinderheims oder noch“ — und er lachte auf — „diese und jene Bauernfrau, bei der sie in den mageren Jahren mal ein Stück Speck oder Butter hamptierten. Das heißt — das ist bei der üblichen Dankbarkeit der Menschen gewöhnlich längst wieder veraessen.“

„Sie tun ja, als kennen Sie das ganze Dorf“, warf ich ein wenig bissig ein.

Und — unverschämte lachte er mich an: „Tu ich auch. Die alte Frau, die im Süden — da, wo der Deich aufhört, wohnt und den Bauern beim Waschen, Schlachten und Schafscheren half, ist — meine Mutter. Nun, wie sollten Sie die kennen. Aber Sie kennen nicht einmal den alten Schuster Momme Mommsen, der zwar ein Sonderling war, aber mehr Gemüt hatte als die meisten Sufumer.“

„Om —“ machte meine Frau, ärgerlich über meinen spöttischen Blick, dann kampflustig zum Maler hin, „doch kennen wir den, wenn's der hagere Alte ist.“ Sie wandte sich lebhaft zu mir: „Weißt du noch — im vorigen Juni, als wir am Vorabend vom Strand zurückkamen? Im Kinderheim sangen die kleinen Hamburger: „Wenn ich den Wandrer frage...“ — Und ich hielt dich plötzlich zurück, denn am Wall, auf dem der Flieder so üppig blühte, stand lachend der hagere Alte in seinem armseligen Gewand. Aber auf seinem faltigen Gesicht lag so — ja, du nennst es wieder übertrieben — so kindliche, heilige Andacht, daß ich ganz gerührt war.“

„Wozu nicht viel gehört“, sagte ich in trockener Ehe-mannsliebenswürdigkeit.

Doch der Maler wandte sich jetzt mit seltsam weichem Gesichtsausdruck an meine Frau: „Ja, das war Momme. An jedem Vorabend schritt er still zum Kinderheim hinüber, um dem Singen der Kleinen zu lauschen.“

Er zögerte einen Augenblick, während wir ihn jetzt alle gespannt anfaben.

„Er war eine bedeutsame Erinnerung an meine Jugend, der alte Momme Mommsen. Er wohnte armselig bei meiner Mutter, schon als ich Junge war. Daß ich, wie die anderen Jungen, den Sonderling manchmal recht geneßt und geärgert habe, der Gedanke treibt mir heute noch die Schamröte ins Gesicht. Denn ich verdanke ihm viel. Nicht, daß er mir mit gleichbleibender Gütmütigkeit immer wieder die Hosen stülzte — das tat er den anderen Wildfängen auch, — aber er war trotz seiner Armut der einzige im Dorf, der sich eine illustrierte Wochenschrift hielt. Die zeigte er mir, wußte zu jedem Bild eine tiefe Geschichte, und als ich immer mehr meine Zeit mit Zeichnen zubachte, nannte er's nicht, wie meine Mutter und die Bauern „blödsinnige Zeitvergeudung“, sondern unterstützte mich in meinem Tun und hat's nachher durchgesehen, daß ich erst zu einem Dekorationsmaler in Dufum in die Lehre kam und dann sogar nach München konnte. Ach, jedesmal, wenn ich heimkam, freute ich mich auf ihn. Alter und stadeliger wurde er. Noch immer neckten ihn die Jungen, aber gütig, wie einst, besserte er die Schäden aus, die Dornenbeden und Stachelbrakt gerissen. Noch immer hielt er sein illustriertes Wochenblatt. Meiner Mutter, die ihn umsornte, zeigte und erklärte er die Bilder, las ihr mit oft komischem Pathos die Gedichte daraus vor. Er pflegte die Blumen im Gärthen, pflanzte für sie Erbsen und Bohnen.

Als ich im vorigen Sommer dort war, war's wochenlang recht raubes Wetter. Nebel lag über den Wätern, von Westen klatzte der Regen. Und der Alte keuchte und hustete gequält.

„Er muß vorsichtig sein“, sagte meine Mutter zu mir, „sonst macht er's nicht lange mehr.“

Gerade hörte ich ihn über die Steindiele humpeln.

„Wohin geht er denn? Er sollte bei dem Wind doch zu Hause bleiben!“

„Es ist gleich sechs Uhr. Da ist er nicht zu halten. Er muß nach dem Kinderheim und die Kleinen singen hören.“

Dann habe ich ihn selbst an manchem Spätnachmittag beobachtet, wie er so traumverloren, auf seinen Stod gestützt, am Wall stand und lauschte. Die Bauern mögen zuerst über den „narr'schen Rirl“ gespöttelt, die Bauernjugend ihn mit Neckrufen gestört haben. Dann hat man sich daran gewöhnt.

Einmal aber konnte der Alte nicht mehr hinaus vors Kinderheim. Er hatte in Wind und Regen da draußen gestanden, der Husten wurde schlimmer, er mußte das Bett hüten. Oft sah ich bei ihm, erzählte von München, zeigte ihm meine Skizzen, las ihm vor. Aber ungeduldig lag er da. Und wenn die Sonne im Westen über Nordstrand schien, mußte ich das Fenster öffnen; vielleicht klangen verwehte Töne vom Kinderheim herüber. Aber er lauschte vergeblich. Und er rechnete erregt nach, daß der Herbst schon seinen Einzug gehalten, wie viele Tage noch würde es währen, dann stände das Kinderheim bis zum nächsten Frühling leer. Der nächste Frühling — und er stöhnte.

Mit dem Alten wurde es immer schlechter. Der Dufumer Arzt gab keine Hoffnung mehr. Noch einige Tage und der Tischler würde zum Messen kommen. Ein sonnenaufleuchtender Herbstnachmittag kam. Ich sah am Bett des Kranken. Er atmete schwer. Seine Hände glitten ruhelos über die Bettdecke. Plötzlich öffnete er die Augen.

„Möchtest du mir einen Gefallen tun? Bitte die Hamburgerin, sie möchte mit den Kleinen herüberkommen und ein Lied singen. Bitte sie recht herzlich. Sage ihr, der Alte liegt im Sterben, dann wird sie's tun.“ Ich nickte und ging.

Im Kinderheim war man schon bei Reisevorbereitungen. Und die Dame hörte mich erstaunt an, doch sie ließ die Kleinen holen, und wir gingen den knirschigen Weg hinunter. Die Krankenstube war zu klein, um die Schar zu fassen. Die Kinder stellten sich im Garten im Halbkreis auf, und ich öffnete das Fenster.

Die Sonne warf von Nordstrands grünem Dächring her rotgoldige Strahlen ins ärmliche Gemach. Der Himmel war tiefblau. Im Garten blühten dunkelrote Georginen. Schon braungefärbte, spröde gekräuselt hingen an der Dornenbede die Blätter. Herbstfäden flatterten in milchigem Weiß.

„Welches Lied?“ fragte ich, mich zu dem Kranken neigend. „Das — vom Heimweh“, hauchte er, einen dankbaren Blick auf die Kinder vorm Fenster sendend.

„Ein Lied vom Heimweh“, sagte ich zu der Hamburger Dame, „ich weiß nicht, welches er meint.“

„Ich weiß. — Wenn ich den Wanderer frage —“ Meine Mutter stand schluchzend mit gefalteten Händen am Ofen. Ich sah wieder am Krankenbett.

Und dann sangen die besten Stimmen der gesundgebräunten Kinder andächtig das einfache wehmüttsvolle Lied. Der zweite Vers war gesungen.

„Nach Hause, nach Hause, spricht er mit lichter Sinn.“ Da blinnte der Sterbende noch einmal auf, hauchte: „Ich danke —“ Dann war's still.

Und draußen lachte noch immer der Abendsonnenschein,

die Kinder eilten zurück zu frohem Spiel. Auf dem Antlitz des Toten lag ein seltsames Lächeln.

Ich habe diese Sterbeszene nicht vergessen können. Im Herbst noch malte ich das große Bild „Das letzte Lied“. Es erregte in der Winterausstellung la Aufsehen. Jetzt kauft man auch bereitwilligst meine früheren Bilder, mit denen ich vorher erfolglos hausieren gegangen war, und meine Mutter braucht nicht mehr an der Wajshalle der Schöbiller Bauernfrauen zu stehen.

Er nahm wieder das v. Sagnsche Aquarell, sah auf den Friedhof, auf dem jetzt auch über des alten Momme Mommsen schlichem Hügel der feuchte Wind der Küste und der salzige Hauch der Watten streicht.

Ein Irrtum der Mathematik.

Von Peter Robinson (München).

Professor Bammeler, der Mathematiker, hatte von seiner Gattin den Auftrag erhalten, auf dem Wege in die Stadt oder noch besser auf dem Rückweg irgendwo ein Paket Kunstthonia zu besorgen. Denn draußen, wo Bammelers wohnen, gibt es nur einen einzigen kleinen Laden, und in dem war jene Streichmasse schon seit ein paar Tagen nicht zu haben gewesen.

Professor Bammeler mag wirklich nicht gern trodenes Brot zu seinem Erbstückchen essen, und deshalb verweigerte er den Auftrag ausnahmsweise einmal nicht. Als er nun aber in den Laden eines gewissen August Schwall hinein ging, ein Paket Kunstthonia zu kaufen, das 65 Groschen kostete, sah er dort etwas, das ihn von dieser Absicht abbrachte. Da standen nämlich Gläser mit einer Masse, die beinahe wie wirklicher Honig, wie Bienenhonig aussah. Und ein Fäßchen war dabei, und darauf stand der unerwartet niedrige Preis: 1.10 Mark.

„Nanu, ist das echter Honig?“ erkundigte sich Professor Bammeler.

„So gut wie echter!“ erklärte August Schwall. „Nämlich eine von mir hergestellte Mischung von Kunstthonia und dem allerfeinsten Heidehonig. Kunstthonia allein ist doch nicht das Rechte. Bienenhonig allein ist teuer, aber diese Mischung ist das Wahre. Durch den Kunstthonia ist der Preis nicht so hoch, durch den Bienenhonig, der Geschmack veredelt. Ich kann wirklich nur empfehlen.“

„So, so. Und was kostet nun reiner Honig?“

„1 Mark 85, mein Herr“, sagte August Schwall. „Aber ich habe augenblicklich überhaupt keinen da.“ Professor Bammeler überlegte sich den Fall, kam zu der Meinung, daß er hier wirklich einen recht guten Kauf machen würde, und zog mit einem Glase Honigmischung ab. Beim Nachmittagskaffee wurde sie probiert. Professor Bammeler war natürlich sehr zufrieden, denn es handelte sich ja um seinen eigenen Einkauf. Weniger zufrieden war die Frau Professor. „Na, ich möchte wirklich wissen“, meinte sie, „wie viel echter Honig nun dazwischen ist.“

Professor Bammeler lachte. „Aber das ist doch ganz einfach festzustellen, liebes Kind.“

„Einfach? Na, du schmeckst viel Honig heraus und ich kaum eine Spur.“

„Ja, liebes Kind, den individuellen Geschmack kann man hierbei natürlich nicht zu Rate ziehen; der würde auch niemals eine sichere Feststellung ermöglichen. Aber mit Hilfe der Mathematik geht das sofort. Das ist ein ganz einfaches algebraisches Beispiel. Pak einmal auf!“

Und Professor Bammeler erklärte: „Kunstthonia kostet das Pfund 65 Pfennig, das Gramm also 65 durch 500; Bienenhonig kostet das Pfund 185 Pfennig, das Gramm also 185 durch 500. Hier habe ich eine Mischung von beiden, die 110 Pfennig kostet. Das Gewicht der Mischung beträgt 1 Pfund, nämlich 500 Gramm. Wie viel davon Kunstthonia ist, weiß ich noch nicht. Ich nehme also an, es seien x Gramm Kunstthonia. Dann ist der Rest Bienenhonig, nämlich $500 - x$ Gramm. Die ganze in der Mischung enthaltene Menge Kunstthonia kostet also $\frac{65}{500}$ mal x , der Bienen-

honig $\frac{185}{500}$ mal $(500 \text{ minus } x)$, was zusammen den Preis der Mischung ausmacht, nämlich 110 Pfennig. Ich erhalte also folgende Gleichung: $\frac{65}{500} x \text{ plus } \frac{185}{500} (500 - x) = 110$. Ich

schaffe den Bruch und die Klammer fort und erhalte: $65 x \text{ plus } 92500 \text{ minus } 185 x = 55000$, woraus sich ergibt: $120 x = 37500$ oder $x = 312.5$. Ich habe also in dem Glase 312.5 Gramm Kunstthonia, und wenn ich diese Zahl von 500 abziehe, erhalte ich das Gewicht des Bienenhonigs, nämlich 187.5 Gramm. An diesen Zahlen ist nicht zu rütteln; sie sind das Ergebnis klaren Denkens und fehlerlosen Rechnens. Mag alles andere auch dem Irrtum unterworfen sein, die Resultate der Mathematik sind unanfechtbar.“

„Ach, das glaube ich nicht, das ist ja Unsinn!“ sagte hierauf Frau Professor Bammeler, während sie den Kaffeesüß abräumte. „Es sind sicher nicht mehr als 20 Gramm Bienenhonig darin.“

Und wirklich: Frau Professor Bammeler hatte — was der Krämer August Schwall vielleicht unter der Folter ausgegeben hätte — mehr Recht als die Mathematik. Ja, es waren sogar nur 18 Gramm Bienenhonig in der Mischung.

Ewige Jugend.

Von Hermann Haag.

Hätte Honoré Balzac in unseren Tagen gelebt, wäre zweifellos sein berühmter Roman, „Die Frau von dreißig Jahren“, niemals geschrieben worden. Die Begriffe haben auf diesem Gebiete wie auf vielen anderen eine durchgreifende Wandlung erfahren. Gibt es ältere Frauen? — Nein! Unsere Zeit, die auf so manches verzichtet muß, hat den Frauen ewige Jugend geschenkt. Dieses Geschenk ist nicht nur äußerer Natur. Von der Jugendlichkeit der Frau ausgehend, empfing der Mann eine weitere Einstellung zu der Wertung der Frau. Die vorige oder vorvorige Generation adorierte das junge Mädchen, sah in der Jugendblüte höchstes Ideal und Ziel der Verehrung. Heute fragt man selten nach dem Alter einer Frau. Nicht aus Courtoisie. Die Höhe des Mannes findet Gefallen an Klugheit und Erfahrung der reifen Frau und kommt selten auf den Einsatz, verschwundenen Duft zu verlangen. Es handelt sich dabei zweifellos um eine Generationsfrage, eine Fixierung des Gedankens, mit dem man sich vor fünf und zwanzig Jahren kaum beschäftigte. Dieser Erfolg ist hauptsächlich das Resultat des energischen weiblichen Willens. Die Frau erstrebte ewige Jugend und hielt alle Hilfsmittel bereit, ihren Willen durchzusetzen. Der Zeitgeschmack kommt ihr entgegen, und die Mode erfüllt die letzten Anforderungen. Man weiß, erste Bedingung ständiger Jugend ist Schlankheit. So werden diesem Ideal alle nur erdenklichen Opfer gebracht, und die Frau, die erste Grenze der Jugend hinter sich lassend, zeigt sich geistreich, Schlankheit zu konservieren. Die Behäbigkeit und Geruchsamkeit der verheirateten Frau, die ihren Ehrgeiz mit Ehe und Kindern befriedigt sah, ist erloschen. Das gilt natürlich nicht für alle Kreise, und es wird immer noch mütterliche Frauen geben, die ihr einziges Streben in der Führung des Haushaltes und der Sorge für die Familie sehen. In dieser Sorge übersehen sie die Notwendigkeit, ihre eigene Persönlichkeit zu schonen und zu pflegen. Sie werden vorzeitig altern, um dann zu erkennen, daß sie weder sich noch den Ihren damit etwas Gutes getan. Denn selbsterweise geht vielfach mit dem Altern des Körpers erschlaffende geistige Regsamkeit Hand in Hand. Die jugendlichen Mütter von heute, immer noch häufig mit lächelndem Spott bedacht, bedeuten für ihre nächst Umgebung den Vorzug belebender Jugendlichkeit, den ihr ganzes Wesen ausstrahlt. Es wäre verfehlt, zu glauben, eine Frau würde nur jung, wenn sie schlank bleibe, ihr Gesicht pflege, sich modern kleide. Die Elastizität des Geistes drückt sich in der Bewegung aus.

Nur, wer wirklich beweglich und behend den Anforderungen des Alltags gegenübersteht, zeigt die Jugendlichkeit, über die jetzt so viel gesprochen wird. Sie ist tatsächlich da. Es ist jedoch nicht die geistige Gelenkigkeit, durch Studium und Anhäufung von Wissen erreicht; sie kommt vielmehr vom verständigen Begreifen des Lebens und aus dem Wunsche, es zu genießen. Die Sehnsucht nach Genuß ist als selbstverständliche Reaktion entbehrungsreicher Jahre anzusehen. Man will nachholen und schaltet die Jahre der Dürsterei aus. Man hat sie nicht gelebt, sie dürfen nicht gerechnet werden.

Ganz zweifellos hat jede Zeit ihren besonderen Typ. Betrachtet man die Mädchen von heute mit ihren kurzgeschnittenen Haaren, der knabenhaften Schlankheit, so muß man zugeben, daß vor zwanzig Jahren diese uns alltäglichen Erscheinungen höchstens Erstaunen hervorgerufen hätten. Die heute gefeierte Magerkeit wurde damals noch mit allen Mitteln bekämpft. Heute sucht man durch Sport mannigfacher Form diese Magerkeit zu pflegen, den Körper jedoch zu stärken. Sport trug ohne Zweifel dazu bei, den Frauen von heute Beweglichkeit und Schlankheit zu erhalten. Man darf natürlich nicht unterschätzen, daß der begeisterte Wunsch, mit der Mode Schritt zu halten, einen großen Teil veranlaßte, ihrem Körper mehr Beachtung zu schenken, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Den Korvulanten scheint die heutige Mode unbarmherzig. Aber das tat jede vorangegangene, wird jede kommende tun. Die eine oder andere Richtung zeigt sich vielleicht geneigter, liebevoll zu verhüllen, als es die heutige Linie vermag. Die Freizügigkeit des Gedankens, die auch die Anwendung von Schönheitsmitteln zuläßt, sogar fordert, trägt einen erheblichen Teil zu dem jugendlichen

Aussehen bei. Will man einen Augenblick bei der Berechtigung des Subentopfes verweilen, so muß man zugeben, daß dieser Punkt von allen der strittigste ist. Der Subentopf ist für eine Frau über dreißig Jahre ein Wagnis. Das kurzgeschnittene Haar setzt einen bestimmten Typ voraus, und es ist vollkommen verfehlt, daß sich jede berufen fühlt, diese Mode, die im Grunde nicht den Anspruch auf die Bezeichnung Mode besitzt, mitzumachen. Puder und Schminke, Lippenstift und nachgezogene Augenbrauen gehören je nach der Art des Gesichts zu der vollständigen Toilette. Mit diesen Hilfsmitteln werden große Erfolge erzielt, so daß es verständlich ist, wenn Frauen sich diesem Studium mit Passion hingeben. Man hat sich so sehr an diese Dinge gewöhnt, daß es fast unkompatibel auffällt, wenn eine Frau vielleicht aus Unkenntnis oder falscher Beurteilung auf diese Unterstützung verzichtet. Sie gehören zur Pflege jeder soigant wirkenden Dame. Diese Anschauung ist durchaus nicht jüngsten Datums. Es hat in früheren Jahrhunderten Zeiten gegeben, in denen man in bezug auf ihre Anwendung größere Kenntnis und Routine besaß als heute.

Die Anschauungen wechseln mit dem Stil. Man liest in den Aufzeichnungen Marie Antoinettes, daß sie in einer Unterredung mit ihrer Modistin sie darauf aufmerksam macht, daß sie jetzt zwanzig Jahre geworden und dementsprechend Hauben tragen müsse, die einer nicht mehr ganz jungen Frau zuträfen. Sie schaltete auch aus ihrem Toilettenrepertoire Rosa und andere helle Schattierungen aus, weil sie fürchtete, sich der Gefahr der Lächerlichkeit preiszugeben. Vielleicht ist die Farbenwahl auch heute noch das präkärste Gebiet. Auf dieser Linie sollte man nicht experimentieren. An die Frau von heute werden gerade auf der Basis höchster Bewunderung, die man ihrem nie ermüdenden Reiz spendet, gesteigerte Ansprüche an Takt und guten Geschmack gestellt. In der Geschicklichkeit, diese Fährnisse zu umgehen, erweist sich ihre Meisterschaft.

Das Abbitten der Kinder.

Über das Abbitten der Kinder nach einer begangenen Unart äußert sich eine bekannte französische Schriftstellerin ausführlich in einer pädagogischen Zeitschrift. Unter dem vielen Beherzigenswerten ist besonders folgendes hervorzuheben: „Leider glauben viele Eltern und Erzieher, daß ein Kind nach empfangener Strafe abbitten muß, um die Macht der Erzieher ganz zu fühlen und jeden Stolz oder Trotz von sich zu werfen. Dies wird auch in der Tat durch das Abbitten erreicht aber zugleich auch, daß das Kind beugeln lernt und schließlich zu der Einsicht gelangt, daß es auf Abbitten hin weiter sündigen darf.“

Auch fühlt das intelligente Kind ganz genau, daß es ihn unmöglich ist, fest zu versprechen, diese oder jene Unart nicht wieder zu tun und es fühlt ferner, daß die Eltern dies ganz genau wissen. Es merkt auch, daß man durch verlangte Versprechen seiner Unart und Beirufung nur einen offiziellen Schluss geben will und fühlt sich infolgedessen gedemütigt.

Ganz anders ist es dagegen, wenn man, ohne das Kind zu zwingen, auf sein Gemüt und Herz so weit einwirkt, daß es in Reue und Schmerz, die Eltern gekränkt zu haben, vielleicht in weicher Stimmung mit einem herzlichen Kuß um Verzeihung bittet. Dann aber fange man nicht wieder mit neuen Ermahnungen an. Man nehme den Versöhnungsversuch liebevoll auf und lasse die Sache erledigt sein.

Fällt ein Kind öfters in denselben Fehler zurück, so erschwere man ihm die Bitte um Verzeihung zwar etwas, jedoch nicht derartig, daß es schließlich verstockt wird. Bemerkte man, daß das Kind der Unart selbst nicht eine allzu große Wichtigkeit beilegt und das „Um-Verzeihung-bitten“ über dem Spiel vergeht, so gebe man lieber nicht weiter auf den Fehler ein. Denn des Kindes Stimmung wechselt schnell und wo es die Schwere seines Vergehens, das meist dem kindlichen Unverstand entsprungen ist, nicht erkennt, würde es eine Strafe und eine gewährte Verzeihung nicht verstehen.

Nicht im Abbitten, das ein leichtfertig gegebenes Versprechen ist, wirken Eltern und Erzieher versöhnend auf die Kinderseele ein, sondern im Verzeihen, in Nachsicht und liebevollem Ermahnen. Denn wo das Kind Achtung fühlt, gewährt es auch Liebe und wo es liebt, sucht es Versöhnung!